

Vom guten Leben – oder die Philosophie im Tornister des österreichischen Offiziers im 21. Jahrhundert

Gedanken zur „philosophischen Grundausbildung“ im Rahmen des FH-DiplStg „Militärische Führung“

von Leo Hemetsberger

Ich möchte auf zwei korrelierende Punkte im Rahmen der Offiziersausbildung hinweisen. Einerseits steht die umfassende technische Schulung in den soldatischen Kernbereichen im Zentrum, andererseits geht es um die Herausbildung von Führungskompetenz. Die Anwärter sollen die zur Verfügung stehenden militärischen Mittel aus der Sicht des Offiziers kennen und nutzen lernen. Damit dieser Zweck überhaupt realisiert werden kann, braucht der Offizier zusätzlich ein fundiertes Wissen über jene Menschen, mit denen er in seinem Berufsleben zusammenarbeiten wird, denn eine Führungskraft ist in erster Linie ein Menschenführer. Was aber ist der Mensch?

Definieren wir ihn sozial-kollektivistisch als ein über seine Bedürfnisse steuerbares Element einer formbaren Masse, oder über seine Leistungsfähigkeit als egoistisches Individuum, dessen Arbeit entweder für das herrschende System wertvoll ist, oder dessen Bedürftigkeit wegen vorhandener oder erworbener Defizite als Fortschritt verhindernd angesehen wird? Zählen nun die genetisch-biologischen Eigenschaften für oder gegen seine Brauchbarkeit, oder entscheidet ein religiöses Bewusstsein auf Grund einer Offenbarung oder Tradition darüber, ob der oder die einzelne als Mensch, Bruder/Schwester, Mitglied oder als Feind *per se* bzw. gar Verdammte/r eingeordnet wird?

Der einzige Zugang, der uns über diesen hier nur kurz angerissenen gordischen Knoten an Fehlschlüssen und Missinterpretationen zum menschlichen Wesen hinausführt ist der Weg des Nachdenkens. Wir müssen solche Ansätze denkend bis auf ihren inneren Kern entblößen, damit wir sie richtig beurteilen und angemessen einstufen können. Diese denkend vernünftige Betrachtung gewährleistet letztlich auch die Entwicklung des haltbaren Begriffs eines gewaltenteilig organisierten und mittels einer demokratischen Verfassung fundierten freiheitlichen Rechtsstaates, der sich in der Gesinnung und durch das Handeln seiner Bürger verwirklicht.

Und als was erscheint dem Offizier ein einzelner Mensch oder z.B. ein Untergebener im militärischen Kontext? Im Außenkontakt, vielleicht von Standesdünkel beeinflusst, nur als ein zwielichtiger Zivillist oder windiger Politiker? Der Offizier ist der Mann oder die Frau jener Stunde, von der alle hoffen, dass sie niemals kommen wird, er ist ein Diener des Souveräns für jenen Ausnahmefall, der konstitutiv für jedes politische System bleibt, welches in seiner Vergänglichkeit ein Kind der Zeit ist. Im Innenkontakt werden Rekruten leider noch manchmal abschätzig bezeichnet oder gar erniedrigend behandelt. Sie sind aber die Kameraden mit *Verstand, Herz* und *Seele*, ohne deren persönlichen Einsatz in einem Milizheer nichts gelingen kann. Die militärische Führungspersönlichkeit muss alle drei Sphären ansprechen können, um die Menschen für sich zu gewinnen.

Nur ein dialektisch entwickelter Menschenbegriff kann das Fundament für ein Freiheitsbewusstsein bilden, das auf der unveräußerlichen Menschenwürde, der vernünftigen Selbstbestimmung des Willens, der Wertschätzung und der Achtung der Mitmenschen beruht. Ein solcher Menschenbegriff hält, in der denkenden Auseinandersetzung, auch anderen Überzeugungen Stand, denn ein Freiheitsbegriff, der sich nicht bewährt, ist keiner. Die Freiheit in einer Gemeinschaft ist das geschichtlich gewachsene Bewusstsein der gültigen Rechte und Pflichten. Wer nicht weiß, was die Erlangung der Rechte gekostet hat, kann nur schwer erahnen, was mit ihrem Verlust eingebüßt wird. Dieses Wissen ist eine wichtige Voraussetzung zur Erhaltung der gelebten Gerechtigkeit. Die die Bürger umfassende Gemeinschaft ist und wird nur durch jeden Einzelnen von ihnen wirksam. Daher gehört neben der Entwicklung des Menschenbegriffs und den dazugehörigen Auseinandersetzungen mit den Menschen- und Weltbildern der großen Religionen auch die Kenntnis der rechtsphilosophisch-staatpolitischen Grundlagen zu diesem Ausbildungsprofil eines modernen Offiziers. Das Wissen um das allgemeine Wohl in der Gemeinschaft ist nur aus einem vernünftigen Menschenbegriff abzuleiten. Eine Freiheitsinterpretation gibt sich ihre Wirklichkeit, indem sie von Menschen im Alltag gelebt wird. In unserem Kulturkreis gehört dazu auch die öffentliche Debatte dieser Grundlagen, und das sollte geübt werden.

Für Führungskräfte, das gilt sowohl im Wirtschaftsmanagement als auch in den Streitkräften, wird als selbstverständlich vorausgesetzt, dass sie in der Lage sind, ihr Wertesystem zu reflektieren und damit ihre Entscheidungen und Handlungen nach außen verständlich zu rechtfertigen. Leider wird im Rahmen

der schulischen Allgemeinbildung gerade jenes Fach, das für die Entwicklung dieses Wissens zentral ist, immer stärker vernachlässigt, die Philosophie. Wenn überhaupt, dann wird sie als Kombinationsfach mit psychologischem Basiswissen angeboten. Es hängt dann wie so oft allein von den Lehrkräften ab, ob Reste eines humanistischen Bildungsideals als Schulungsauftrag an eine selbst bestimmte Vernunft ernst genommen werden und man diesen Fragen im gemeinsamen Dialog nachgeht, oder ob bestenfalls einige Lebensdaten und Fakten toter Männer abgefragt werden, die das Fach so verstaubt erscheinen lassen, dass sich die Jugendlichen davon abwenden.

Trotz dieser misslichen bildungspolitischen Ausgangslage suchen die Menschen immer Antworten auf jene Fragen, die das Leben an sie stellt, und landen schließlich auf Umwegen bei der Philosophie, die oft als „esoterischer Bauchladen“ missverstanden wird, wo man sich herausnehmen kann, was zu den subjektiven Überzeugungen passen könnte. Aber das Leben erfordert Entscheidungen. In solchen Situationen erleidet man mit relativistisch oberflächlichem Gutdünken leicht Schiffbruch. Manchmal kann man sich gekonnt um solche Momente herum schwindeln, wenn Grundsätze, persönlicher Einsatz und Standhaftigkeit notwendig sind, aber als Entscheidungsträger wird man von den anderen wie selbstverständlich daran gemessen. Wer hier nicht besteht, dem wird es auch mit ausgeklügelten *Soft Skills* nicht gelingen, sich Autorität und Respekt zu verschaffen. Ohne Beispielhaftigkeit in diesen Bewährungsmomenten wird sich von den Untergebenen auch nur schwer jene Offenheit einstellen, die grundlegend für jede gut funktionierende Organisation ist, das Vertrauen. Gute Führung bedeutet nach dem Managementforscher Malik:¹⁾

- a. Resultatorientierung
- b. Einen Betrag zum Ganzen leisten
- c. Konzentration auf Weniges
- d. Stärken nutzen
- e. Vertrauen
- f. Positiv denken

¹⁾ Fremund Malik, Führen, Leisten Leben, Campus Verlag 2006, Frankfurt a. Main.

Vier dieser sechs Punkte (b, d, e und f), die nicht nur für das zeitgemäße Management in der Wirtschaft Gültigkeit haben, berühren oder decken sich mit den Anstrengungen der Philosophie. Wer nicht weiß, wozu das Ganze, in dessen Dienst er sich gestellt hat, gut ist, wird nichts entsprechendes leisten können, wer das falsche Menschenbild hat, wird seine Untergebenen nicht richtig behandeln und positiv fördern können, und wer Vertrauen schaffen will, muss authentisch sein, mit allen persönlichen Ecken und Kanten, denn wichtiger als der gewählte, möglicherweise nur antrainierte Führungsstil ist die charakterliche Integrität, Offenheit, Geradlinigkeit und nicht zuletzt das Beispiel der eigenen Disziplin.

Heute herrscht das Deutungssystem des so genannten natur- bzw. sozialwissenschaftlichen Denkens vor, durch das man scheinbar alles beantworten kann. Worüber man (innerhalb dieses Rahmens) nicht sprechen kann, darüber soll man dann bekanntlich schweigen. Das sagte der österreichische Philosoph Wittgenstein. In seinen posthum erschienenen philosophischen Untersuchungen hat er diese Sicht noch selbst relativiert. Das naturwissenschaftliche Herangehen als Methode ist selbst nur ein philosophisches Konstrukt, und das bleibt in Diskussionen leicht ausgeblendet. Man hatte sich, von Francis Bacon über Immanuel Kant und Karl Popper bis zu den aktuellen wissenschaftstheoretischen Diskursen, denkend über jene Rahmenbedingungen verständigt, innerhalb derer diese Form von Wissenschaft möglich sein soll. Der deutsche Physiker und Philosoph Karl Friedrich von Weizsäcker sagte, dass die Naturwissenschaften nur deshalb so gut funktionieren und erfolgreich sind, weil sie vieles kategorisch ausschließen, wie z.B. die Frage nach der Existenz Gottes, das Problem der Freiheit und etwa die Erfüllung der Hoffnung auf die individuelle Unsterblichkeit. Man kann etwa mit Hilfe der biologischen Forschung und deren Klassifikationen Lebewesen untersuchen und ihre Spezifika beschreiben, aber man kann mit der Methode der Biologie nicht sagen, was das Leben ist. Man kann mit physikalischen Instrumenten Gegenstände analysieren, messen und einer Anwendung zuführen, aber Physiker können nicht sagen, was Materie ist. Auch der Mensch wird mit naturwissenschaftlichen Hilfsmitteln in verschiedenen Hinsichten, sei es in einem erweiterten Rahmen physikalisch und chemisch untersucht und anschließend in seiner Heilung unterstützt, aber man kann mit den Bildern eines Magnetresonanztomografen nicht sagen, was das Denken, die Religion, die Freiheit oder die Liebe ist. Die bildhafte Verortung dieser zugegebenermaßen auf zerebralen Vorgängen fußenden,

weil denkend und fühlend geschaffenen Bedingungen menschlicher Existenz gibt uns noch keine Antwort, weder auf das, was es ist, noch, wieso es das gibt, und auch nicht, wozu es gut ist.

Es gibt aber glücklicherweise neben der Naturwissenschaft und über sie hinaus noch andere Möglichkeiten, mit deren Hilfe man solche Grundfragen des menschlichen Seins erstens richtig formulieren und zweitens auch entsprechend beantworten kann, denn diese Fragen sind genuin philosophischer Natur.

Die Antworten müssen wir also auf eine andere Art und Weise suchen. Solche Zugänge zur Wirklichkeit scheinen im Alltagsverständnis nicht vordergründig präsent zu sein, aber sie wirken grundlegend und man kann sie zum Vorschein bringen. Das ist das eigentliche Wirkfeld der philosophischen Schulung. Schon die griechischen Denker wie Sokrates, Platon und Aristoteles stellten solche Fragen, wie nach dem Wesen der Freiheit oder der Tapferkeit in das Zentrum ihres Nachdenkens. Die unreflektierten Aussagen ihrer Gesprächspartner führten sie auf zu Grunde liegende Widersprüche zurück, um ihnen so im Dialog die Möglichkeit zu geben, durch gemeinsames Nachdenken zu einer haltbaren Definition zu kommen. Dieses Angebot haben manche angenommen, andere nicht. Die Philosophie kann nur freiwillig wirken, sie hat bestenfalls appellativen Charakter. Die sokratische Methode, die Mäeutik als Kunst, die richtige Frage zu stellen, ist die Grundlage des *eu zen*, des guten Lebens. Denn nur wer sich und anderen Rechenschaft über seine Handlungen geben kann, weiß, was er tut.

Was können wir wissen, was sollen wir tun, was dürfen wir hoffen, fragte z.B. Immanuel Kant am Anfang seiner Kritik der reinen Vernunft, dem Grundlagenwerk der modernen Naturwissenschaften. Kant ist es als Erstem gelungen, objektive Erkenntnis von Gegenständen systematisch abzuleiten. Darauf basieren die Forschungen mit objektivem Erkenntnisanspruch nach ihm, dabei geht es ja z.B. um nichts weniger als die Absicherung der allgemeingültigen Naturgesetze. Daneben ist die Philosophie gegenüber den anderen wissenschaftlichen Fachbereichen auch ihre Metawissenschaft. Sie kann die Abgrenzung der Disziplinen gegeneinander zu ihrem Inhalt haben. Denn weder die Physik, noch die Chemie noch irgendeine andere Wissenschaft kann sagen, was sie selbst ist. Sie verweisen dann auf das so genannte Methodenproblem – ein Euphemismus für die Unkenntnis der eigenen philosophischen Grundlagen.

Die Politik setzt nicht die Maßstäbe für das gute Leben, sie hat die Rahmenbedingungen sicherzustellen, damit es wirklich werden kann. Ein Offizier muss fähig sein, aus eigenem Wissen eine fundierte Einschätzung von mitunter ideologisch aufgeladenen Bedrohungsszenarien geben zu können, er soll sich bewusst sein, dass ein so genannter medial verbreiteter Kampf der Kulturen in unserer heutigen multipolaren Welt nur *eine* mögliche Antwort auf die komplexer werdenden Umstände der internationalen Politik bildet. Es ist nicht einfach die richtigen Fragen zu stellen, z.B. nach dem *cui bono* (zu wessen Gunsten) dahinter liegender Interessen. Um die entsprechenden Antworten finden, der akuten Situation mit einer wachen Einschätzung begegnen und auf Lösungen hin arbeiten zu können, muss der Offizier im Denken geschult und flexibel sein, um sich nicht einfach mit vorgekauften Begründungen abspesen zu lassen. Dann ist er gewappnet und wird die ausgelegten Fallen erkennen. Er kann die getroffenen Entscheidungen vor der durch die Verfassung gesicherten Freiheit seines Gewissen, seinen Vorgesetzten und vor allem gegenüber den ihm anvertrauten Untergebenen rechtfertigen, die davon ausgehen, dass er bzw. sie die Qualifikation besitzen, die Lage zu durchblicken. Dazu muss man wissen: Wer bin ich, und was tue ich hier eigentlich? Welche Verantwortung habe ich jenem größeren Ganzen gegenüber, dem ich mich durch meinen Eid verpflichtet habe, was sind die Grundlagen meiner politisch aufgeklärten Gemeinschaft und deren religiöse Fundamente? Welche Mittel darf ich nicht einsetzen, weil damit die Selbstaufhebung jener Freiheit stattfände, deren Prinzipien zu verteidigen ich mich verpflichtet habe, z.B. dass ich einen Menschen niemals als bloßes Mittel, sondern immer als Selbstzweck ansehen muss, damit die Würde gewahrt bleibt? Denn wenn ich sie diesem einen Menschen abspreche, dann spreche ich sie allen Menschen ab, also letztlich auch mir selbst. Darauf kann keine friedliche und freiheitliche Gemeinschaft fußen.

Der österreichische Soldat und Offizier ist heute mit wechselnden und vielschichtigen militärischen Szenarien konfrontiert. Die nationale Verteidigungsdoktrin entfernt sich *de facto* immer weiter von dem Tabu der immerwährenden Neutralität, ohne dass das bis heute politisch kommuniziert werden darf. Die europäischen Ideen einer gemeinsamen Verteidigung konkretisieren sich langsam und schleppend und schwanken von der Vorstellung einer humanitären Weltpolizei bis zur Bereitstellung einer gemischten Eingreiftruppe, auch für den innereuropäischen Raum, zur Befriedung möglicher regionaler Konfliktherde, wobei die Rolle Österreichs

dabei noch unklar gehalten wird, weil damit eklatante Verfassungsverletzungen verbunden wären.

Dazu kommt die Auseinandersetzung mit möglichen und realen Gegnern, deren Bestimmung und Definition immer schwieriger und schwammiger wird. Die konkreten Konflikte zeigen zunehmend asymmetrische Charakteristiken. Der österreichische Soldat sieht sich als eine der Frieden sichernde Kraft in der globalen Streitarena. Es ist nur die Frage, ob das von allen beteiligten Seiten ebenso wahrgenommen und eingeschätzt wird. Es kann schon einmal vorkommen, dass ein humanitärer Einsatz, trotz Absegnung durch die internationale Gemeinschaft und der Beteuerungen des guten Willens der politisch Verantwortlichen, einseitig instrumentalisiert wird, z.B. durch die wohl noch einige Zeit vorherrschenden Terrorismusideologien.

Auch die Privatisierung des Kriegsgewerbes breitet sich seit den 90er Jahre-Konflikten immer weiter aus, weltumspannend tätige, profitorientierte Kriegskonzerne, die sich als Sicherheitsfirmen ausgeben, verhelfen als profitablen Wirtschaftszweig dem für lange Zeit international geächteten Söldnertum zu zweifelhaftem neuen Ansehen. Der Unterschied zwischen Soldat und Söldner ist in der Genfer Konvention Art. 47 Absatz 2 I Zusatzprotokoll klar definiert, es ist das die Teilnahme an einem bewaffneten Konflikt aus persönlichem Gewinnstreben, ohne einer der beteiligten Parteien anzugehören usw. Die persönliche Gesinnung spielt keine Rolle. Die Söldnertätigkeit ist nach österreichischem Recht für österreichische Staatsbürger strafbar und kann abgesehen von den strafrechtlichen Konsequenzen bis zum Verlust der Staatsbürgerschaft führen. Es kommt immer häufiger vor, dass sich Soldaten und Offiziere anderer Länder, die an internationalen Militäreinsätzen im Namen ihrer Nationen teilgenommen haben, nach Beendigung ihrer regulären Dienstzeit abwerben lassen, weil ihnen ein Vielfaches geboten wird, wenn sie sich mit ihren auf Staatskosten erworbenen Kenntnissen in der Privatkriegswirtschaft engagieren. Sie tun das zwar mit ungleich höherem Risiko, aber es sind hohe Renditen zu erzielen.

Der österreichische Offizier weiß sich dagegen dem Rechtsstaat verpflichtet, er repräsentiert das österreichische Volk als seinen Souverän, ihm hat er Treue gelobt. Um die Aufgaben, die mit diesem Auftrag verbunden sind, erfüllen zu können, ist es erforderlich, dass er ein ausreichend differenziertes Weltbild hat und weiß, in welchen Bedeutungshorizont sein berufliches Wirken eingebettet ist. Er sollte historisch versiert sein, damit er politische

Systeme unterscheiden und falsche Freiheitsideale entlarven kann. Diese so gewonnene Sicherheit befähigt ihn im Rahmen seiner Dienstausbübung tolerant zu sein, denn wenn man die eigene Überzeugung kennt, kann man andere Einstellungen in ihrer Unterschiedenheit oder auch in ihrem Gegensatz aus dem dahinter liegenden Kontext heraus verstehen lernen. Der Begriff Toleranz kommt vom lateinische Ausdruck *tolerare* und bedeutet dulden oder aushalten, es bedeutet aber kein passives Ertragen, sondern hat eine aktive Konnotation. An der Intoleranz hat dieser Begriff seine Grenze, was bedeutet, dass Totalitätsansprüche kategorisch abzulehnen sind. Die österreichische militärische Führungspersönlichkeit weiß über die Sinnhaftigkeit und Machbarkeit verschiedener politischer Visionen Bescheid und kennt den Unterschied von Freiheit und Determinismus. In Diskussionen zum aktuellen Weltgeschehen, dem Verhältnis von Religionen und Politik, zu fremden Kulturen und über wichtige Interessensgruppen hat diese Persönlichkeit ein ausreichendes Niveau erreicht, und man bekommt zu so unterschiedlichen Themen, wie die internationale Politik, Leitbild- und Leitkulturdebatte und zu grundsätzlichen Begriffen, wie Wahrheit, Relativismus, Pluralismus und Fundamentalismus, etwas Wesentliches gesagt.

Dieses Rüstzeug hilft dabei, im Berufsalltag und schwierigen Situationen auch mit Auswirkungen zeitgenössischen Strömungen umgehen zu lernen, die für die Haltung und daraus folgende Handlungen der Mitmenschen charakteristisch sind. In Anlehnung an den kanadischen Philosophen Charles Taylor²⁾ stelle ich drei Problemfelder heraus, die für den modernen Menschen und sein Verhältnis zur Welt bestimmend sind: Der moderne Individualismus, die instrumentelle Vernunft und was sich daraus für die politische Freiheit ergibt.

Der moderne Individualismus

Der Mensch hat in den westlichen Industrienationen heute das Recht, sein Lebensmuster selbst zu wählen und seinem Gewissen folgend zu entscheiden. Es gibt eine konstitutive Ambivalenz im Sein des modernen Individuums. Die letztgültige Entscheidungsinstanz ist die subjektive Innerlichkeit des Gewissens, ob aus Gutdünken oder aus argumentativ abgesicherter Überzeugung. Die ökonomischen Einrichtungen, die Muster des traditionellen Familienle-

²⁾ Das Unbehagen an der Moderne, Suhrkamp stw 1178, Frankfurt 1995.

bens und die gesellschaftlichen und politischen Hierarchien behindern diese selbstische Freiheitsdefinition. Diese Menschen fassen sich nicht mehr als Teil einer umfassenden Ordnung auf, weder als der des Universums (Religion), noch als der des gesellschaftlichen Lebens (Interessensvertretungen) oder der staatlichen Institutionen. Diese Systeme waren für viele Jahrhunderte sinnstiftend, z.B. der mittelalterliche Ordogedanke, er war festes Richtmaß für die Menschen, auch durch die gegebenen Rituale und Normen. In ihnen hatten die Menschen ihre Sicherheit gefunden. Diese Sicherheit ist spätestens ab dem 17. Jahrhundert immer mehr verloren gegangen. Für viele Menschen, die heute noch in den Welten ihrer traditionellen Kulturkreise leben, ist dieser neuzeitlich individualistische Zugang unverständlich, blasphemisch, atheistisch und erscheint ihnen als höchst gefährlich.

Diese ursprünglich geordnete Welt wurde durch europäische Denkströmungen entzaubert, nicht zuletzt durch die Anstrengungen der Aufklärung, deren positive Errungenschaften unser heutiges Leben in unseren *noch* demokratischen Gesellschaften zentral mitgestaltet haben und deren Leitgedanken der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auch weiterhin wirken sollen.

Dieser Individualismus führte auch zum Verlust der *heroischen Dimension*. Den Menschen ist das Gefühl für einen höheren Zweck verloren gegangen, und damit stirbt auch die persönliche Opferbereitschaft im Dienste eines Allgemeinen. Die Konzentration auf das Selbst wirft den Menschen auf sich selbst zurück, Eigendünkel, „Ichbezogenheit“ und Narzissmus sind Folgen davon. Der Individualismus zeigt sich so als Sinnverlust. Es soll hier aber nicht wider die moderne Individualität gesprochen werden, Freiheit in dieser uns so bekannten Form bedeutet Unsicherheit, die Mehrdeutigkeit ihrer Realisierungen bleibt für sie bestimmend, solange wir uns etwas unter dieser Form von Freiheit vorstellen können.

Die instrumentelle Vernunft

Die bereits angesprochene Entzauberung der Welt durch die Aufklärung zeigte sich auch durch die Ausformulierung und damit den gesetzten Durchbruch der instrumentellen Vernunft. Was ist das, die instrumentelle Vernunft? Alles wird nur mehr an den Parametern der Rationalität gemessen, im Sinne der Nützlichkeit. Was nicht messbar ist, fällt durch diesen Rost und wird einfach nicht wahrgenommen. Damit verlieren aber auch gesellschaftliche und politische Ordnungseinheiten, wie die Institutionen,

ihren gesicherten Rahmen und werden als frei verfüg- und gestaltbar aufgefasst, im Sinne der Effizienz, aber ohne inneren Wert. Alles Geistige und Gegenständliche wird zum wesenlosen Rohstoff eines unbestimmten Fortschritts, die Gegenwart wird für einen möglichen zukünftigen Vorteil brauchbar gemacht und ist restlos zu verwerten. Was nicht brauchbar ist, existiert nicht. Menschenleben werden mit Geld aufgewogen, und Risikobewertungen erfolgen nur nach den ökonomischen Regeln des ewigen Wachstums und der maximalen Produktionssteigerung.

Erst durch die Ressourcenknappheit ist der Grenzwert dieser Raserei mittlerweile ins öffentliche Bewusstsein gerückt. Die Lösungen, die das vorherrschende System dazu aus sich formuliert, bleibt aber im bestehenden Kontext verhaftet, siehe etwa die Anstrengungen des CO₂-Emissionshandels im Rahmen der Klimawandeldiskussionen. Die Grenze des Wachstums wird selbst zu einem mit Marktmitteln bewertbaren Wettbewerbsinhalt. Das heißt, den Teufel mit dem Beelzebub austreiben.

Die Menschen der Moderne stehen diesen unkontrollierbaren Kräften vollkommen hilflos gegenüber, sie fühlen sich ohnmächtig und resignieren, nicht zuletzt deshalb, weil das Primat der Politik aufgegeben wird und die politischen Repräsentanten so in die Sachzwänge des ökonomischen Systems verwoben scheinen, dass sie sich angeblich nicht freispielen können.

Dass diese so genannte spätkapitalistische Periode sich in ihrem Selbstverständnis als geschichtslos auffasst, oder sich als das Ende der Geschichte sieht, ist bezeichnend. Man geht davon aus, dass man selbst nicht vergänglich sei, das ist ein untrügliches Anzeichen für eine Ideologie. Dagegen kann die Philosophie zumindest argumentativ aufstehen und die Bedingungen, Schranken und Fehlschlüsse aufzeigen, z.B. dass dieser scheinbar unumstößliche Zweck verschwindet, wenn die Mittel aufgebraucht sind.

Die politische Freiheit

Was ergibt sich aus dem sinnenleerten Individualismus und der zwecklosen Raserei der instrumentellen Vernunft für das politische Leben? Die Bürgerinnen und Bürger ziehen sich angesichts der überwältigenden und unlösbaren Probleme ins Privatleben zurück, es lebe das neue Biedermeier. Sie versuchen, ihre Liebsten zu beschützen und ihre Schäfchen ins Trockene zu bringen, beteiligen sich aber nicht an der demokratischen Selbstregierung. Das nennt man dann Politikverdrossenheit.

Daraus entsteht sukzessive ein sanfter Despotismus, die Regierungen halten zwar Wahlen ab, aber eigentlich regiert eine Funktionärskaste, die das so genannte politische Geschäft oft über mehrere Generationen betreibt, im Sinne einer Vormundsgewalt. Die politische Kultur in den westlichen Industrienationen stirbt langsam ab, und damit laufen unsere staatsbürgerliche Würde und die damit verbundenen Rechte Gefahr, zu einem Geschenk zu verkommen, das man, natürlich nur im Interesse der Sicherung einer diffusen Freiheit, auch vorübergehend zurücknehmen oder ganz suspendieren kann, wie das *de juri* seit 2001 in den Vereinigten Staaten bereits geschehen ist.

Die moderne Welt ist aber zu komplex, als dass ihre Probleme vereinfacht dargestellt werden können. Es gibt auch keine Patentlösungen. Wir Bürger bleiben einfach aufgefordert, uns mit den Mitteln unserer politischen Freiheitsrechte selbst um unsere Angelegenheiten zu kümmern. Das betrifft auch und vor allem die militärischen Führungskräfte, die sehr sensibel sein müssen, wenn es z.B. um die Änderung von Verfassungsgrundlagen geht, wie z.B. Artikel 9a. der Bundesverfassung, in dem es neben dem Bekenntnis zur umfassenden Landesverteidigung nach wie vor auch um die Aufrechterhaltung und Verteidigung der immerwährenden Neutralität geht. Der schleichende Abbau oder das stillschweigende *ad acta* Legen darf kein Weg zur Lösung von Grundsatzfragen in einer offenen Demokratie sein. Die Auswirkungen der angestrebten Veränderungen müssen in einer öffentlichen Diskussion den Bürgern vermittelt werden, gerade von den militärischen Fachkräften. Natürlich geht es um einen politischen Entscheidungsfindungsprozess, die Bedeutung einer Neuorientierung kann aber nur von den zuständigen Experten hinreichend abgeschätzt werden, und das wird derzeit nur mangelhaft kommuniziert.

Die politischen Institutionen sind nur so gut, wie sie von den durch sie Repräsentierten kontrolliert werden. Es ist an uns Bürgern, uns auf den Weg zu machen, um das, was uns an unserer gestalteten Freiheitswelt wichtig ist zu verteidigen und die weitere Ausformulierung einzufordern und voranzutreiben. Was uns nicht mehr erhaltenswert erscheint, wird verschwinden. Die Konsequenzen spürt vielleicht erst die nächste Generation. Wir sollten uns um die eigene Zukunft kümmern, denn es ist jene Welt, die auf uns zukommt und in der wir und unsere Kinder leben werden. Es sollte ein gutes und erfülltes Leben sein, dessen Ziele jenseits des medial propagierten oberflächlichen Konsumismus angesiedelt sind. Um diese Ziele zu erreichen, helfen uns der Glaube, die Liebe, die Hoffnung und die Vernunft,

so wie es schon Platon in seiner Politeia formuliert hat: „Im Bereich des Erkennbaren zeigt sich zuletzt und schwer zu erfassen die Idee des Guten; hat sie sich einmal gezeigt, so muss man folgern, dass sie für alles die Ursache alles Rechten und Schönen ist, das sie im Bereich des Sichtbaren das Licht und dessen Herr (die Sonne) erzeugt, im Bereich des Denkbaren aber selbst als Herrscherin waltend uns zu Wahrheit und Vernunft verhilft. Daher muss also diese Idee erkannt haben, wer einsichtig handeln will, sei es in persönlichen oder in öffentlichen Angelegenheiten.“